



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 39.

Im Paradies.

Roman von Woldemar Urban.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Endlich war das Capo Caroglio erreicht. Die Pferde zitterten in allen Gliedern und waren über und über mit Staub und Schweiß bedeckt, der Kutscher aber stand lächelnd, den Hut in der Hand, am Schlag und ließ die Herrschaften aussteigen. Marianne gab ihm, was sie gerade in der Hand hatte. Sie wußte nicht, wieviel es war.

„Soll ich warten, Eccellenza?“ fragte der Kutscher.

„Natürlich, ja freilich. Glauben Sie, wir wollten hier bleiben? Wir holen ja nur jemand.“

„Weiß es, weiß es. Kenne Sie wohl, Eccellenza. Ich warte.“

Dann drehte er sich um und rief einem der Barkenführer, die am Strand saßen, ein langgezogenes „Dihoho!“ zu, worauf einer derselben eiligst gelaufen kam.

„Rasch deine Barke für die Herrschaften, Becchiariello,“ rief ihm der Kutscher zu, „aber rasch! Es sind die Marini, sie bringen dem jungen Marini die Freiheit.“

Der ganze Strand kam in Bewegung, als man diese Worte vernahm, von überallher liefen die Leute zusammen, und alle waren hilfreich, freundlich, lebhaft. Marianne freute sich so über die armen Leute, daß sie sich vornahm, ihnen alles, was sie heute für sie thaten, reichlich zu vergelten. Es that ihr wohl, zu sehen, daß das arme neapolitanische Volk, das man ihr gegenüber als faul, unzuverlässig, verlogen, dumm und abergläubisch verschrien hatte, doch auch schöner, edler Regungen fähig war. Sie sah, die Leute freuten sich alle mit, daß sie dem jungen Mario die Freiheit brachte, und das war's, was ihrem Herzen so wohl that. In kürzester Frist war ein Boot seefertig gemacht, man stieg ein, die Leute legten sich so kräftig in die Ruder, daß das Boot wie eine Möwe über den Wasserpiegel flog. Dann lief man den langen Holzsteg hin, den Felsweg hinauf, als ob es um Tod und Leben ginge. Marianne war ihrer Mutter weit voraus. Unterwegs sah sie einige Sträflinge, die beschäftigt waren, eine neue Straße zu bauen. Mit Hacke und Schaufel, mit der Kugel am Fuß rangen sie mit Aufwendung der ganzen körperlichen Kraft dem Felsboden den fargen Raum ab. Marianne sah genau

hin — Gott sei Dank, er war nicht unter ihnen.

Endlich stand sie oben am Thor; zitternd, atemlos vom raschen Lauf kramte sie ihre Papiere heraus. Man schien auch hier auf die Freilassung des Gefangenen vorbereitet zu sein und sie zu erwarten, denn kaum trat sie in den inneren Raum des Gefängnisses, als ein lauter, markerschütternder Schrei von der anderen Seite des Hofes ertönte.

Das war er! Mario! Sie erkannte seine Stimme. Sie gab rasch dem Beamten, mit dem sie sprach, ihre Papiere. „Mario! Mario!“ rief sie laut und aufgeregt.

Sie sah und hörte nichts mehr. All die Redensarten, die sie sich hundert- und tausendmal ausgedacht hatte, waren vergessen, sie lief, stürzte und — fiel in seine Arme.

Er war in einem groben Anzug von grauem Zwillich, an der runden, schildlosen Mütze stand auf einem aufgenähten Lederfleck die

und des Verbrechens wie bei den anderen Sträflingen, sondern nur Zeichen der Fehlbarkeit der Menschen, des Unglückes Marinos. Sie wurden entfernt. Ein Schlosser kam und feilte an Marinos Fuß herum. Die Feile kreischte entsetzlich, und doch erschien es Mario und Marianne wie eine göttliche Musik, wie ein Sang der Freiheit. Auch seine Kleider wurden ihm gebracht. Alle Welt zeigte auch hier eine so glückliche, frohe Gaste, daß man sah, wie den Leuten wohl dabei ward, so viel wie möglich dazu beizutragen, den unglücklichen Irrtum zu beseitigen, den schwer Verkannten und hart Verfolgten wieder in seine Menschenrechte einzusetzen.

Raum zwanzig Minuten nach Marianne kamen auch Marini und Peppa auf Misdan, denen sich Graf Giuliano angeschlossen hatte. Sie trafen Mario schon umgekleidet, er lief ihnen entgegen, als hätte er nie die Kette am Fuß gehabt. Weinend, mit zuckenden Lippen umarmten sie sich. Gefprochen wurde nur wenig; zusammenhanglose Ausrufungen, Seufzer, wie sie sich unwillkürlich von der befreiten Brust lösten, alle fühlten zu tief die wütenden Schicksalsschläge, die über ihren Häuptern dahingebraust waren, die sie so tief gebeugt und ins Unglück gebracht hatten, als daß sie nicht ernst und wehevoll an die neue, sich öffnende Zukunft herantreten sollten.

Dann kehrte man nach der Villa Marini zurück. Es war schon im Dunkelwerden, aber doch war ihr Weg dahin ein kleiner Triumphzug. Überall, wo sie auf der Straße Menschen begegneten, rief man ihnen laut und freundlich „Evviva!“ zu, die Jungen warfen die Mützen in die Luft und schlugen Purzelbäume auf der Straße, rannten den Wagen nach und machten tausenderlei Mlotria. In glücklichster Stimmung kamen sie an und wurden vom brausenden Jubel der zahllosen Freunde und Bekannten, die sich hier versammelt hatten, empfangen.

23.

Wenig erbaut zeigte sich der alte Herr Obermeyer über die neue Wendung der Dinge; nicht als ob er der Familie Marini eine solche Rehabilitation nicht von Herzen gegönnt hätte. D, im Gegenteil, er wünschte sie ihr lebhaft, aber schon aus der Art und Weise, wie Marianne ihm das alles mitteilte, merkte er, was sie nun wünschte und hoffte. Er hatte das für ihn ungemittliche Gefühl, daß er wahrscheinlich wieder in die Tasche werde greifen müssen, und nüchtern und praktisch, wie er



Herzogin Margareta Sophia von Württemberg †.
(S. 307)

Nach einer Photographie von
H. Brandesph, Photograph in Stuttgart.

Nummer 738, an dem rechten Fuß hing die Kugel, die er immer nachziehen mußte und nie ablegen konnte, weil sie angeschmiedet war. Aber Marianne stieß sich daran nicht. Das waren ja nicht mehr die Male der Schande

war, konnte er sich für diese Angelegenheit deshalb nicht sonderlich begeistern. Richtig gelangte auch noch vor Weihnachten ein Brief Marios an ihn, in welchem dieser förmlich um die Hand Mariannens bei ihm anhielt. „Ermutigt durch die Liebe Ihrer Tochter“, schrieb er, „wage ich es, Ihren Segen zu unserer Verbindung zu erflehen u. s. w.“

Das Schreiben war deutsch abgefaßt und zwar in einem so flüssigen, gewandten Deutsch, daß er Marianne im Verdacht hatte, dabei geholfen zu haben. So wenig sich nun Herr Obermeyer von dem Gefühlsenthusiasmus der jungen Leute hinreißen ließ, so ernst zog er den Fall in Erwägung, so sehr lag ihm eine glückliche und zufriedene Zukunft seiner Tochter am Herzen. Ein bekannter Arzt hatte ihm gesagt, daß ein dauernder Aufenthalt im Süden für sie nur vorteilhaft sein könne. Zudem hatte er von seiner Frau erfahren, daß Mario in der Gerberei zu Portici, wo er schon früher gewesen war, wieder angestellt worden sei, und zwar mit dem ansehnlichen Anfangsgehalt von dreitausend Lire jährlich. Das war nicht

viel, aber Mario war ja noch nicht einmal sechsundzwanzig Jahre. Wenn er sich einmal finanziell an dem großen Geschäft in Portici beteiligen konnte, und das war ihm vom Senator Strozzi in Aussicht gestellt worden, so erschien Obermeyer seine Lage in wünschenswerter Weise gesichert. Auch im übrigen waren die Verhältnisse der Familie Marini unverkennbar bessere geworden. Der alte Marini hatte endlich eine Jahrespension von zwölfhundert Lire pro Jahr zugesprochen erhalten und war vorläufig nach dem neuen Viertel auf dem Vomero hinaufgezogen, wo sich Peppa ein Atelier eingerichtet hatte.

Im Mai sollte ihre Hochzeit mit dem Grafen Giuliano stattfinden. Der alte Graf Massimo de Mattei hatte darein gewilligt, teils weil das Abschiedsgesuch Giulianos mit dem Bemerkten abgelehnt worden war, daß die beabsichtigte Verheiratung sein Ausscheiden aus dem Offiziercorps nicht nötig mache, teils weil ihm von Giuliano so ernstlich zugesagt worden war, daß ihm auf die Länge der Zeit voransichtlich doch nichts anderes übrig blieb.

Er wollte schließlich doch nicht gehässig erscheinen, und da niemand mehr an der Familie Marini etwas auszufehen hatte, konnte er nicht gut auf seiner Weigerung bestehen.

Gleichwohl konnte sich Obermeyer noch nicht zu einer direkten Beantwortung von Marios Schreiben entschließen, und zwar aus zwei Gründen. Zunächst wollte er die Villa Marini billig kaufen. Er hatte einem Geschäftsfreund in Mailand heimlich den Auftrag gegeben, bei dem jetzigen Besitzer Mastrillo zu sondieren, zu welchem billigsten Preis sie zu haben sei. Erfuhr nun dieser, daß sich Marianne in Neapel verheiraten sollte, so wurde die Villa sofort mindestens zehntausend Lire teurer, weil sich dann Mastrillo sagte, daß der Schwiegervater des jungen Marini sie wohl oder übel erstehen müsse. Das wollte Obermeyer vermeiden. Er wollte möglichst billig zu dem unvergleichlich schönen, aber auch ganz unrentablen Wunderwerk am Posilippo kommen und das Angenehme mit dem Vernünftigen verbinden. Dann aber wünschte er, daß über der Geschichte in Risida erst



Die Straße „Unter den Linden“ in Berlin, zwischen Wilhelmstraße und Brandenburger Thor, nach dem Umbau. (S. 307)
Nach einer Photographie von H. Rudolph in Berlin.

etwas Gras wachse. Es war ja richtig, Mario war unschuldig. Daran zweifelte jetzt kein Mensch mehr. Im Gegenteil, man bedauerte ihn, bemitleidete ihn, sympathisierte mit ihm. Aber ein Bagno blieb deshalb doch ein Bagno. Die Neapolitaner mochten sich ja über solche Sachen leichter hinwegsetzen, aber Obermeyer dachte: „Wenn jemand aus einer Cholera-Baracke kommt, dann riecht er nach Karbol, und wenn jemand aus einem Bagno kommt — dann hängt ihm das eben an. Das bürgerliche Leben muß ihn erst wieder desinfizieren, er muß erst wieder im freien Leben beweisen, daß nichts hängen geblieben ist.“ Armer Mario! Und er sehnte zitternd die Antwort herbei, rechnete die Stunden aus, die der Zug von München brauchte! Ein sechsundzwanzig-jähriges Herz klopfte natürlich ganz anders als ein zweiundsechzigjähriges.

In der Villa Marini brachte diese unerwartete und unerklärliche Verzögerung ebenfalls eine große Aufregung hervor, und Marianne lag ihrer Mutter Tag und Nacht in den Ohren, damit sie an den Vater schreibe oder noch besser telegraphiere, ob er den Brief Marios erhalten habe oder nicht. Sie glaubte nicht anders, als daß der Brief verloren gegangen sein müsse, denn daß man so etwas nicht sofort stehenden Fußes erledige, das war ihr unbegreiflich. Endlich traf die Antwort aus München ein. Es war nachmittags, als

die Mutter zu Marianne in den Garten trat und ihr den Brief überreichte. Marianne übersflog ihn hastig. Es stand darin, daß ihr Vater den Brief Marios bekommen habe, daß er sich aber erst nächsten Sommer zu einem endgültigen Bescheide werde entschließen können.

„Nächsten Sommer!“ rief Marianne entsetzt. „Warum denn nicht im nächsten Jahr — hundert?“

„Aber liebes Kind, solche Sachen brauchen doch Ueberlegung!“ warf ihre Mutter ein.

Sie hatten ja beide keine Ahnung, aus welchen Gründen Obermeyer die Entscheidung hinausschieben wollte.

„Ueberlegung, Ueberlegung!“ wiederholte Marianne nervös, „wir brauchen nur seine Einwilligung. Du weißt doch, daß meine Brauttoilette schon bestellt ist, und daß ich mit Peppa abgemacht habe, uns zusammen in der Kirche Santa Maria di Piedigrotta trauen zu lassen. Es ist alles schon besorgt. Die Kirche wird mit roten, goldbordierten Tüchern ausgeschlagen, und von der Villa Marini bis zur Kirche werden Myrten aufgestellt. Die Trauung ist auf den 2. Mai nachmittags drei Uhr bestellt, Giuliano läßt sich in der Uniform trauen und Mario im Frack. Das ist alles fertig, ich weiß gar nicht, was der Vater noch will! Nächsten Sommer! Nächsten Sommer!“ Dann brach sie ab, wurde einen Augenblick nachdenklich, fing plötzlich

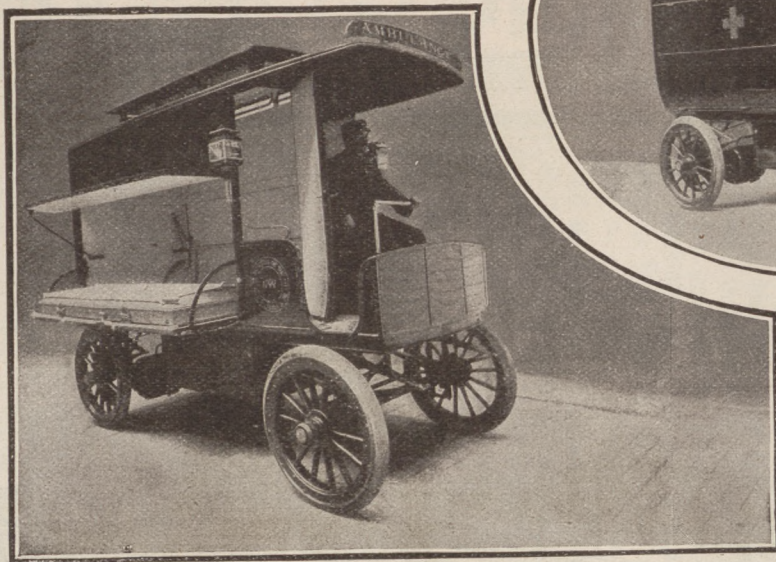
bitterlich an zu weinen und schluchzte: „Ich werde dem Vater selbst schreiben. Ich werde ihm sagen, daß das alles gar nicht geht, wie er sich denkt — ach Gott, wer weiß, was er sich denkt. Ich werde ihm schreiben —“

Und schnell, als ob sie fürchte, auch nur eine Minute zu verlieren, setzte sie sich hin und schrieb stundenlang. Thränen fielen hin und wieder auf das Papier und machten da und dort, wo sie die Schrift berührten, große Flecke, Seufzer entfuhrten ihr, daß es schien, als ob es sich um ihr Seelenheil handle. Und das mochte auch wohl sein. Man brauchte nur zu sehen, wie ihre kleine weiße Hand eilfertig und nervös über das Papier flog, wie sie immer und immer wieder seufzend das Taschentuch an die Augen führte, um die Thränen zu trocknen, und Seite auf Seite vollschrieb, um zu wissen, daß sie im Drange der Seele oder, wie die Dichter sagen, mit ihrem Herzblut schrieb. Würde es ihr Vater verstehen? Warum denn nicht? Sein Kind versteht man schon, besonders wenn es mit dem Herzen ruft.

So kam der 2. Mai heran und mit ihm alles das, was Marianne schon so lange vorher bestellt hatte. Die beiden Bräute gingen ganz gleich, Mario im Frack und Giuliano in der Uniform, als Trauzugen in der Kirche fungierten eine ganze Anzahl von Offizieren

aus dem Regiment Giulianos, alle in Paradeuniform. Peppa war wie im Himmel. Sie hatte nun einmal eine kindliche Freude an solchem äußerlichen Gepränge; und als Trauzeugen außerhalb der Kirche auf der Straße von der Villa Marini bis zu Santa Maria in Piedigrotta figurierte halb Neapel.

Es war ganz unglaublich, was da für eine Menschenmenge zusammengelaufen war, und wie laut und geräuschvoll sich alle freuten. Die Wagen konnten nur im Schritt vorwärts kommen, und da ein rechtschaffener Neapolitaner sich keine Hochzeit denken kann, ohne daß dabei alles knallt und kracht, daß die



Elektrischer Sanitäts-Motorwagen, in New York eingeführt.

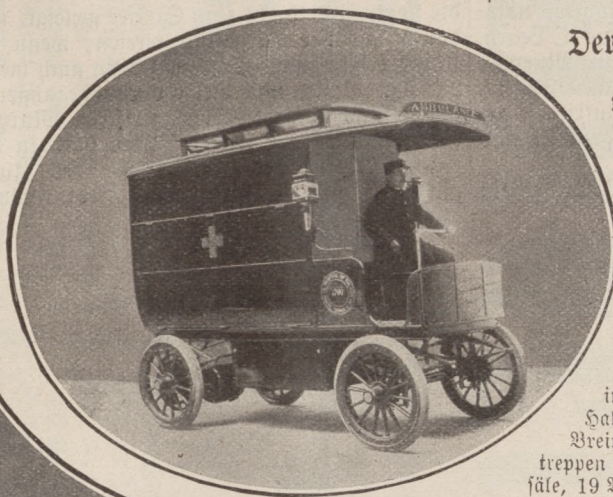
Fensterseiben zittern, so sprangen nicht nur auf dem Wege bis zur Kirche, sondern auch während der Feierlichkeit in der Kirche selbst die Feuerwerkskörper zu Hunderten und Tausenden. Es war ein Gefnall, ein Pulverdampf und Geruch, als ob eine Schlacht geschlagen würde, und ein Geschrei und Geyvarufen auf den Straßen, als ob die Menschen von der Tarantel gestochen wären. Der Lärm dauerte den ganzen Tag, bis in die sinkende Nacht, denn auch im Park der Villa Marini, wo natürlich die Doppelhochzeit gefeiert wurde, weil die Villa mittlerweile in den Besitz Mariannens übergegangen war, und beide junge Ehepaare samt dem alten Marini darin Wohnung nehmen sollten, gab es ein weithin schallendes und leuchtendes Feuerwerk.

Endlich schwieg der Lärm aber doch, und die Zauber einer linden, lauchigen Frühlingsnacht kamen zur Geltung. Die letzten Wolken des Pulverdampfes verzogen sich, und die ewigen Sterne am Himmel funkelten in alter Pracht und spiegelten sich im Meer. Die Drangenblüten erfüllten die Luft mit ihren berauschenden Düften, die Meereswellen murmelten spielend um die Tuffelsen der Villa Marini, und Marianne saß mit Mario in einer Weinlaube am Meer, schmiegte sich zärtlich an ihn an, felig in ihrem Liebesglück. Aus dem Hause aber erscholl Peppas Stimme, die sang:

Sul mare luccica
L'astro d'argento,
Placida è l'onda,
Prosper è il vento:
Venite all' agile
Barcohetta mia:
Santa Lucia! Santa Lucia!
[„Schon glänzt des Mondes Licht
Am Himmelsbogen,
Sanft weh'n die Lüfte,
Still sind die Wogen:
Mein Rachen harret hier,
Kommt, steigt ein zu mir:
Santa Lucia! Santa Lucia!“]
E n d e.

* Illustrierte Rundschau. *

In Gmunden starb die Herzogin Margareta Sophia von Württemberg, Nichte des Kaisers Franz Joseph, im 32. Lebensjahre. Sie war am 13. Mai



1870 als älteste Tochter des Erzherzogs Karl Ludwig von Oesterreich geboren und seit 24. Januar 1893 mit dem Herzog Albrecht von Württemberg vermählt, der, falls die Ehe König Wilhelms II. kinderlos bleibt, dereinst den württembergischen Thron besteigen wird.

Herzogin Margareta Sophia, die ihrem Gatten acht Kinder geboren hat, von denen sechs leben, war eine hohe Gestalt mit blondem Haar und freundlichen blauen Augen und wegen ihrer Wohlthätigkeit bekannt. — Die alte berühmte Promenadenstraße Berlins „Unter den Linden“ ist in letzter Zeit einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen worden. Man hat zwei der mittleren Baumreihen beseitigt und die Fußsteige und Fahrwege verbreitert. Den gegenwärtigen Zustand veranschaulicht unser Bild. — Einen Fortschritt auf dem Gebiet des Sanitätswesens bedeutet der elektrische Sanitäts-Motorwagen zum Transport von Kranken, der jetzt in mehreren Krankenhäusern New Yorks eingeführt wurde. Er wird von einer Akkumulatorbatterie und einem Westinghousemotor von zwei Pferdestärken in Bewegung gesetzt. Als besondere, für die Bequemlichkeit der Kranken höchst wichtige Neuuerung ist anzuführen, daß sich der Wagen nicht hinten, sondern an der Seite öffnet, und das darin befindliche Bett auf Rollen hinausgeschoben werden kann, wodurch die Verladung des Kranken mit dem geringsten Maß von Schmerzen, Nachteil oder Unbequemlichkeit zu bewerkstelligen ist. Drei elektrische Lampen im Innern und eine außen befindliche sorgen für die nötige Beleuchtung, der Sanitäts-Motorwagen kann außerdem elektrisch geheizt werden. Er entspricht somit den höchsten Anforderungen, die man an ein solches Fahrzeug zu stellen berechtigt ist. — Das seltene Fest des 70jährigen Hochzeitsjubiläums konnte kürzlich in

Nesmersiel in Ostfriesland ein rüstiges altes Ehepaar begehen. Der Jubilar, Kapitän Heink A. Arnold, ist 1806 geboren, seine Lebensgefährtin im Jahre 1812. Beide waren nie krank. Der Feier wohnten vier Kinder, sechzehn Enkel und acht Urenkel bei. Kaiser Wilhelm ließ dem Jubelpaar die goldene Ehejubiläumsmedaille mit der Zahl 70 überreichen.

Der Justizpalast in Budapest.

(Mit Bild auf Seite 303.)

Von den neuen öffentlichen Gebäuden in Budapest ist der Justizpalast eines der schönsten. Die Verbindung des Baustils der italienischen Spätrenaissance mit Motiven des Barock giebt ihm einen heiteren Reiz. Die 134 Meter lange Fassade ist aus Sandstein, der Sockel aus Granit hergestellt. Den Mittelbau, der durch zwei Türme flankiert wird, schmücken sechs gewaltige Säulen, während ein in Kupfer getriebenes Dreigespann das Gebäude krönt. Der Haupteingang führt in eine durch drei Stockwerke reichende Halle von 40 Meter Länge und 20 Meter Breite, von der aus man auf zwei Marmortreppen in den ersten Stock hinaufsteigt. 2 Festsäle, 19 Verhandlungssäle und 180 andere Räumlichkeiten stehen den zwei höchsten Gerichtshöfen Ungarns, der königlichen Kurie und der Budapester königlichen Tafel, zur Verfügung.

Pflaumenmusbereitung in der Provinz Posen.

(Mit Bild auf Seite 309.)

Die westlichen Teile der preussischen Provinz Posen besitzen einen ziemlich reichen Obstpflanzungen. Wenn auch die feineren Obstsorten kein geeignetes Klima finden, so kommen doch Zwetschen und Pflaumen vorzüglich fort. Zur Zeit der Ernte finden sich Händler aus Berlin, Breslau und anderen großen Städten des deutschen Ostens in der Gegend ein und kaufen die Früchte auf dem Baum. Der Bauer hat die reife Ware auf ein Grundstück abzuliefern, das die Händler zum Zweck der Musbereitung dicht an einer Bahnstation gepachtet haben. Dort sind große eingemauerte Kessel aufgestellt, die herangefahrenen Früchte werden mit Holzschaufeln hineingeworfen und darin gekocht. Frauen rühren mit Besen den Brei tüchtig um. Das fertige Mus läßt man durch Hähnen in große Bütteln ab, ein Sieb hält die Steine und Unreinigkeiten zurück. Der Versand erfolgt in großen Fässern.



Kapitän Heink A. Arnold und seine Frau.

Die Leiche im Torfmoor.

Erzählung
von Felix Lilla.
(Nachdruck verboten.)

1.

Im Dorfe Ballough an der Südküste Irlands war im Jahre 1779 Patrick Toole der angesehenste Mann. Er besaß das beste Haus, das größte Ackergrundstück, das beste Fischerboot und den größten Anteil an dem gemeinschaftlichen großen Torfmoor. Die Bewohner des Dorfes beschäftigten sich nämlich je nach der Jahreszeit mit dem Ackerbau, dem Fischfang und dem Torfgraben. Die Produkte ihrer dreifachen Thätigkeit, sofern sie selbige nicht selbst verbrauchten, brachten sie nach

lichen großen Torfmoor. Die Bewohner des Dorfes beschäftigten sich nämlich je nach der Jahreszeit mit dem Ackerbau, dem Fischfang und dem Torfgraben. Die Produkte ihrer dreifachen Thätigkeit, sofern sie selbige nicht selbst verbrauchten, brachten sie nach

Wexford und anderen benachbarten Orten zum Verkauf.

Vater Tooles Tochter Nancy war das schönste Mädchen im Dorfe. Was Wunder, daß sich mehrere der jungen Burschen in sie verliebten! Zwei davon schienen einige Zeit ziemlich gleich gute Aussichten zu haben, nämlich Murphy O'Brien und Fergus O'Leary. Endlich aber entschied sie sich für Murphy, und ihr Vater war's zufrieden. Freilich wäre er wohl auch mit Fergus zufrieden gewesen, denn beide waren gleich geschickt und fleißig.

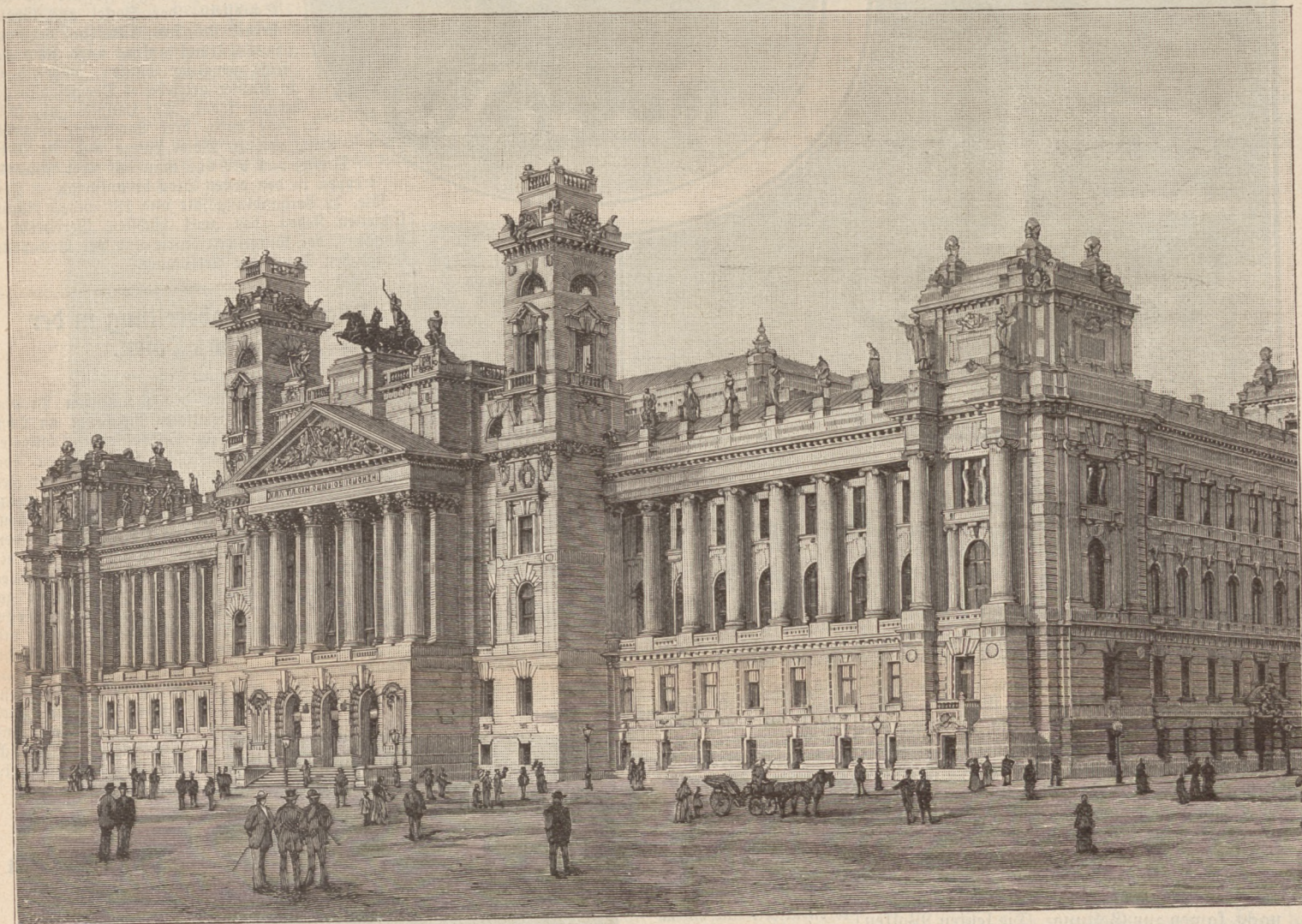
Fergus — wie die meisten Irländer ein

etwas hitzköpfiger und empfindlicher Bursche — ärgerte und grämte sich nicht wenig über den Korb, welchen er empfangen hatte, und sein Groll galt natürlich in erster Linie dem glücklicheren Nebenbuhler, der nunmehr stolz die schöne Nancy allein zum Tanze führte. In Irland ist's ähnlich wie im Bayernlande: die Leute sind leicht zum Streite geneigt, und häufig giebt es arge Raufereien, wenn die Köpfe erhitzt sind. So kam's denn auch mehrmals zu solchen, nach vielen vorausgegangenen spitzen und bösen Worten, zwischen Murphy und Fergus. Die beiden galten bald in der ganzen Gegend als erbitterte Feinde. Zwar gingen sie sich für gewöhnlich aus dem Wege,

trafen sie aber doch hin und wieder zusammen, so gab's Händel.

Einmal waren sie draußen beim Dorfmoor in gefährlichster Weise aneinander geraten und hatten sich gegenseitig mit ihren Spaten die Köpfe zerschlagen wollen. Nur mit vieler Mühe war es den anderen Dorfgräbern gelungen, sie auseinander zu bringen. —

Eines Tages begab Fergus O'Leary sich in Geschäften nach Wexford, wo gerade Jahrmakkt war. Im Menschengewühl bemerkte er Murphy O'Brien, doch nur flüchtig. Nachdem O'Leary seine Geschäfte erledigt und die Jahrmakktlustbarkeiten reichlich genossen, ging er in eine kleine Schenke am Hafen, bei welcher



Der Justizpalast in Budapest. (S. 307)

Gelegenheit er gewährte, daß draußen in der Bucht drei Kriegsschiffe ankerten. Er trank ein Glas Grog und dann noch eins. Auch noch andere junge Burschen von seiner Bekanntschaft waren da, mit denen er sich freundschaftlich unterhielt. Doch keine von Ballough.

Plötzlich humpelte ein grauhaariger alter Seemann, der ein hölzernes Bein hatte, ins Zimmer und rief warnend: „Heda, ihr lustigen Burschen, seht euch wohl vor! Heute abend giebt's was! Es ist nicht geheuer!“

„Wieso, alter Tom?“ fragte Fergus, der ihn kannte. „Was sollte es denn geben?“

„Einen Preßgang, vermute ich,“ versetzte der Alte, indem er sich an den Tisch setzte. „Habe so etwas munkeln hören. Darum ist mein guter Rat: reißt aus, ihr munteren Jungen, bevor man euch beim Widel nimmt und für den Dienst auf der königlichen Flotte preßt!“

„Ich hätte meiner Seele nicht im mindesten Lust dazu.“

„Kann's dir nicht verdenken, Fergus. Mich haben sie auch einmal gepreßt, es ist lange Jahre her. Und was habe ich nun davon? Dies hölzerns Bein und eine Invalidenpension von neun Pfund Sterling, die kaum hinreicht zu Grog und Rauchtobak fürs ganze Jahr.“

„Ihr meint also, daß von den Kriegsschiffen draußen ein Preßgang an Land beordert wird heute abend?“

„Das ist meine Ansicht. Der König braucht immer mehr Matrosen und Soldaten für den Krieg in Amerika. Aber was geht das uns Irländer an? Wir sind auch ein unterdrücktes Volk und wurden stets schändlich behandelt. Ich hasse unsere Unterdrücker, die Engländer, wie die Pest und wünsche von Herzen den wackeren Amerikanern die Freiheit.“

„Wir auch! Hoch Alt-Irland! Hoch das freie Amerika!“

Solche entschieden antienglische Gesinnung herrschte also in der Schenke. Die Begeisterung dieser irischen Patrioten wurde immer lauter und lärmender, so wie die Köpfe sich immer mehr erhitzten. Man sang irische Lieder und Spottverse auf die Engländer. Und bei all dieser aufgeregten Lustigkeit vergaßen die guten Deutschen ganz die Hauptsache, nämlich die wohlgemeinte Warnung des alten Tom.

Plötzlich klirrten draußen Waffen. Die Thür wurde aufgerissen, und ein Marineleutnant erschien im Schenkszimmer, gefolgt von einigen Unteroffizieren.

„Im Namen des Königs!“ rief er mit schallender Stimme. „In Anbetracht der Kriegsläufe und weil nicht genug Seeleute sich freiwillig anwerben lassen wollen, ist es gesetzlich gestattet, unter der Küstenbevölkerung



Plumenzubereitung in der Provinz Fiume. (S. 307)

brauchbare Leute ohne weiteres auszuheben für den Flottendienst. Diejenigen also hier, welche für den königlichen Dienst sich eignen, haben sich unweigerlich der gesetzlichen Notwendigkeit zu fügen."

Das war also der Preßgang.

"Na, ich sagte es euch ja," brummte der alte Tom. "Nun habt ihr die Bescherung!" "Wir weigern uns!" schrieen die jungen Leute. "Dies Matrosenpressen ist frecher Menschenraub! Es lebe Alt-Irland! Hoch das freie Amerika! Nieder mit England!"

"Man wird euch an Bord geschwind zur Raision zu bringen wissen, ihr verwünschten irischen Rebellen," rief entrüstet der Leutnant. "Versuche keiner Widerstand zu leisten! Flucht ist unmöglich. Das Haus ist umstellt."

"Blast die Lichter aus!" rief jemand. "Werft den Tisch um! Und dann rette sich, wer kann!"

Es geschah. Die Lichter erloschen. Dann entstand im Dunkeln ein wildes Handgemenge.

"Bringt Laternen herein!" schrie der Anführer des Preßgangs.

Fergus O'Leary, der glücklicherweise die Hausgelegenheit gut kannte, hatte unterdessen fachte eine Thür im Hintergrunde des Schenkzimmers geöffnet und war auf den Flurraum geschlüpft. Dann schlich er eine schmale Treppe hinauf. Oben stieß er ein Fenster auf. Er blickte in ein ganz enges Gäßchen hinab; drunten stand ein Hochbootsmann, einige Seefoldaten und mehrere mit Schiffsfäbeln bewaffnete Matrosen.

Gerade gegenüber war ein Hofraum und darin ein niedriges Hintergebäude mit hölzernem, ziemlich flachem Dach.

Fergus stieg ins Fenster. Die Leute unten sahen ihn.

"Achtung!" schrie der Hochbootsmann. "Es scheint, der tolle Bursche da will ausreißen."

"Das ist allerdings meine Absicht," sagte Fergus.

Er sprang mit Gewandtheit auf das Holzdach, dann von diesem hinab auf den Hof, schwang sich darauf über eine Mauer, gelangte so in einen Krautgarten und aus diesem über ein Staket ins Freie.

Der Hochbootsmann fluchte und ordnete rasch eine Verfolgung an; doch vergeblich war dies Bemühen. Man vermochte des schnellen Flüchtlings nicht habhaft zu werden.

Die übrigen jungen Leute wurden, soweit man sie tauglich fand, gepreßt.

Mit gleichem Erfolge wurden ähnliche Razzias auch in anderen Schenken der Stadt vorgenommen.

Es gelang Fergus O'Leary, den Nachstellungen zu entgehen und aus der Stadt zu entweichen, ohne einer anderen Abteilung des Preßgangs in die Arme zu laufen. Wohlbehalten kam er in seinem Heimatdorf Ballough an.

Zwei oder drei Tage später erfuhr er, daß Murphy O'Brien spurlos verschwunden sei. Sogleich sprach Fergus die Meinung aus, Nancys Bräutigam, den er ja im Jahrmarkts-trubel zu Wexford flüchtig gesehen, müsse dort wohl dem Preßgang zum Opfer gefallen sein. Und das wurde auch von anderen geglaubt.

Die schöne Nancy war über dies Verhängnis aufs tiefste betrübt. Sie ging mit ihrem Vater zur Stadt, um womöglich darüber Genaueres zu erkunden.

In Wexford wußte niemand etwas davon, ob Murphy O'Brien gepreßt worden sei oder nicht, und traurig kehrte die unglückliche Braut mit ihrem Vater heim. Ihr einziger Trost war der Gedanke: "Er wird doch gewiß von Amerika aus sogleich an mich schreiben."

Aber Wochen, Monate, Jahre vergingen, und es kam kein Brief von Murphy O'Brien.

Drei Jahre nach seinem Verschwinden waren verflossen, da wurde endlich Frieden geschlossen, nachdem die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit tapfer erkämpft hatten. Die Kriegsschiffe kehrten heim aus den amerikanischen Gewässern, und die Mannschaften wurden entlassen. Aber sonderbar! Murphy O'Brien befand sich nicht unter ihnen. Von den Zurückgekehrten, die deshalb befragt wurden, wußte keiner etwas von ihm. Niemand hatte ihn gesehen oder von ihm gehört.

Auf Patrick Toole und seiner Tochter Nancy Betreiben wurde nunmehr amtlich bei der Admiralität deswegen angefragt. Nach geraumer Zeit kam die schriftliche Antwort, man habe in den Mannschaftslisten der aus den amerikanischen Gewässern zurückgekehrten Geschwaderschiffe keinen Mann Namens Murphy O'Brien aus Ballough verzeichnet gefunden. Es seien aber einige Kriegsschiffe mit ihren gesamten Mannschaften verunglückt, gescheitert oder gesunken an der amerikanischen Küste und im St. Lorenzostrom, und es erscheine also möglich, daß besagter Murphy O'Brien sich auf einem dieser verschollenen Schiffe befunden haben könne.

Das mußte man nach alledem ja fast annehmen.

Fergus O'Leary dachte, daß er unter den obwaltenden Umständen nunmehr der schönen Nancy als Freier und ihren Eltern als Schwiegerjohn willkommen sein würde.

Wirklich hatte Patrick Toole nichts dagegen und seine Frau ebensowenig. Die beiden wünschten gern ihre Tochter unter die Haube gebracht zu sehen.

Aber Nancy wollte durchaus nichts davon wissen; dem verschollenen Bräutigam wollte sie treu bleiben. Sie wies Fergus ab. Ja, sie verhehlte ihm sogar einen gewissen Widerwillen nicht, weil er einst mit ihrem geliebten Murphy so verfeindet gewesen.

Die Sache war also hoffnungslos. Fergus mußte das einsehen. Mit der Zeit überwand er den Kummer, vergaß Nancy und verliebte sich in die hübsche Grace Dean, mit der er sich verlobte.

2.

Wieder verging geraume Zeit. Es war im heißen und trockenen Augustmonat des Jahres 1784. Die Männer von Ballough befanden sich draußen in ihrem großen Moor und waren eifrig bei der Arbeit des Torfgrabens.

"Hallo," rief plötzlich einer erstaunt, der mit seinem Spaten auf einen Gegenstand besonderer Art gestoßen war, "was ist denn das da?"

"Ein Stiefel," sagte ein anderer, der dabei stand. "Und es ist auch ein Bein daran, wie es scheint."

"Ja, wahrhaftig."

"Ha, hier liegt eine Leiche im Moor!"

Die anderen Torfgräber liefen auf den Ruf der ersten herzu, auch Fergus O'Leary.

"Vorsichtig müssen wir dabei zu Werke gehen," meinte einer.

Man grub behutsam die Leiche völlig heraus. Sie war sehr wohl erhalten, obwohl sie schon lange im Moor gelegen haben mochte.

Es war die Leiche eines stattlichen jungen Mannes in der in jener Gegend üblichen Kleidung. Augenscheinlich war der Tote das Opfer eines Mordanschlags geworden, denn sein Schädel war zum Teil zertrümmert durch einen Spaten- oder Beilhieb.

Doch war deshalb sein Antlitz keineswegs entstellt. Als es mit herbeigeschafftem Wasser gereinigt und abgewaschen worden war, ent-

stand unter den Anwesenden ein allgemeines Gemurmel der höchsten Ueberraschung.

"Das ist ja Murphy O'Brien!" riefen einige.

"Ja, ja, er ist's!" bestätigten andere.

"Das ist gar kein Zweifel!"

"Er ist schändlich ermordet worden."

"Wer mag der Mörder sein?"

Fergus O'Leary bemerkte, daß er von allen mit sonderbaren Blicken angeschaut wurde und fühlte eine schwere Hand auf seiner Schulter.

"Was denkst du davon, Fergus?" fragte mit ernster Miene ein alter Torfgräber.

"Ich möchte auch wohl glauben, daß dies Murphy O'Brien ist," stammelte der junge Mann, anscheinend etwas bestürzt.

"Weißt du, wie er mit einer solchen Todeswunde in dies wilde Moor geraten ist?"

"Nein, das weiß ich nicht. Wie sollte ich das wissen können?"

"Du warst sein Feind wegen der Nancy Toole, man weiß es wohl."

"Das ist wahr!" riefen andere. "Ja, Fergus, du wolltest ihn einst hier an dieser Stelle erschlagen mit deinem Spaten."

"Das heißt, er wollte mich erschlagen, und ich setzte mich zur Wehre, bis man uns trennte."

"Fergus, ich glaube, du bist dieser blutigen That nicht fremd," sprach der Alte bedächtig.

Der junge Mann kniete nieder, hob die rechte Hand gen Himmel und rief feierlich: "Bei dem Lebendigen Gott dort oben, bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich, daß ich an dieser Bluttat keinen Teil habe!"

Diese Versicherung machte wohl einigen Eindruck, vermochte aber doch nicht, den allgemeinen Argwohn zu beseitigen. Das konnte Fergus deutlich bemerken.

Man sandte eiligt Leute nach dem Dorfe Ballough und von dort einen reitenden Boten nach Wexford. Es mußte ja eine amtliche Totenschau stattfinden, dann auch die gerichtliche Untersuchung.

Ans Weiterarbeiten wurde vorläufig nicht gedacht. Die Leute standen bei der Leiche und unterhielten sich leise über den merkwürdigen Vorfall.

Fergus O'Leary sah sich von allen gemieden. Jeder wich ihm aus. Das schmerzte ihn tief. Zuweilen wurde heimlich auf ihn gedeutet und dabei geflüstert. Er sollte es wohl nicht bemerken, sah es aber doch. Dennoch fühlte er sich ruhig im Bewußtsein seiner Unschuld.

Nach einer halben Stunde kam Nancy Toole angelaufen mit fliegenden Haaren und in höchster Aufregung.

Sie kniete neben der Leiche nieder.

"Ja, ja!" schrie sie. "Es ist mein geliebter Murphy! Schändlich ermordet! Und du, Fergus, bist der ruchlose Mörder!"

"Du irrst dich, Nancy," versetzte der junge Mann ruhig.

"Nur du kannst es gethan haben, Fergus! Um meinetwillen hast du es gethan."

"Es ist nicht wahr."

"Du lügst! Sei ewiglich verflucht, du Mörder!"

Er widersprach zwar heftig, fand aber keinen Glauben für seine Unschuldsbetuerungen.

Als bald erschienen auch die Totenbeschauer und eine Gerichtskommission, dabei auch der alte Gerichtsarzt von Wexford. Die Leiche wurde sorgfältig untersucht. In einer von ihren Taschen fand man einige Silber- und Kupfermünzen älteren Gepräges aus den Jahren 1720 bis 1725, die aber noch gültig waren.

"Ihr behauptet," fragte der Beamte, "daß dies die Leiche eines gewissen Murphy O'Brien sei?"

"Zawohl. Wir erkennen ihn. Hier ist seine Braut; die erkennt ihn auch."

„Ja, es ist mein Murphy,“ sprach Nancy.
 „Er ist ermordet worden, wie man sieht.“
 „So ist's. Und zwar von diesem hier, von Fergus O'Leary.“

„Das ist nicht wahr!“ widersprach abermals energisch der junge Mann.

„Erkennt ihr auch seine Kleidung?“

„Ja!“ riefen viele.

„Aber so kleidete man sich hier wohl auch schon vor vielen Jahren, zu der Großväter Zeiten.“

„Das ist allerdings richtig.“

„Es ist auffallend, daß die Leiche nur ältere Münzen in der Tasche hat.“

„Sie sind aber noch gültig.“

„Das sind sie freilich.“

„Nun wohl, so kann das also Zufall sein.“

Unterdessen hatte der Gerichtsarzt mit sorgsamster Genauigkeit die Beschaffenheit der Leiche gründlich untersucht.

„Nun, Herr Doktor?“ fragte der Justizbeamte.

„Wann ist dieser Murphy O'Brien, von dem die Rede war, verschwunden?“ fragte der Arzt.

„Vor nunmehr fünf Jahren,“ sagte Nancy.

„Dann ist diese Leiche nicht mit ihm identisch. Nach meiner wissenschaftlichen Ueberszeugung muß diese Leiche ungefähr fünfzig Jahre im Moor gelegen haben. Darauf deuten ja auch die alten Münzen hin.“

„Aber wie ist das möglich? Die Leiche ist doch so gut erhalten.“

„Die Torfmasse, welche Gerbstoff enthält, hat solche konservierende Eigenschaft. Schon früher hat man uralte, sehr wohl erhaltene Leichen in den Torfmooren gefunden.“

„Davon habe ich auch gehört,“ sagte der Justizbeamte. „Wer dieser Tote eigentlich ist, wird sich schwerlich ermitteln lassen. Zum gerichtlichen Einschreiten gegen den hier fälschlich Angeeschuldigten ist unter solchen Umständen gar kein Anlaß.“

„Nun,“ sprach Fergus tief aufatmend, „so ist denn meine Unschuld dargethan. Wer wagt noch daran zu zweifeln?“

„Ich!“ schrie Nancy außer sich. „Mein Murphy ist dieser Tote, und du, Glenber, bist sein Mörder! Ich erkenne ihn genau. Der Doktor irrt sich.“

„Nein, mein gutes Kind, ich irre mich durchaus nicht,“ sagte achselzuckend der Arzt. „Was ich behauptet habe, ist Gewißheit.“

Schluchzend aber sank die ungläubige Nancy neben der Leiche nieder und jammerte herzbrechend: „Ach, Murphy — mein Murphy!“

Nachdem die Totenschau stattgefunden hatte, und ein Protokoll darüber aufgenommen worden war, entfernte sich die Kommission.

Im Dorfe gab es nun zwei Parteien. Die eine glaubte, Fergus O'Leary sei unschuldig, und der Arzt habe zweifellos recht. Die andere meinte, der gelehrte Arzt habe sich geirrt, die Leiche sei doch die Murphy O'Briens, und Fergus O'Leary sei der Mörder.

Grace Dean und deren Eltern gehörten zur ersten Partei. Sie glaubten fest an die Unschuld des jungen Mannes. Zur anderen Partei gehörten Nancy Toole und die Verwandten des Toten. Diese bemächtigten sich der Leiche und veranstalteten nach irischer Weise eine lärmende Totenfeier. Alle alten Weiber des Dorfes wurden zusammenberufen zur Leichenwacht, wobei sie, der Sitte gemäß, sich die Haare zerrauten, entsetzliches Klagegeschrei erhoben und den Mörder verwünschten. Dafür wurden die Klageweiber gut mit Speise und Trank bewirtet.

Dann bestattete man die Leiche.

Tag für Tag ging die schöne Nancy zum Grabe, das sie mit Blumen schmückte. Dort

saß sie dann oft lange und weinte bitterlich, versenkt in tiefes Leid.

Für Fergus O'Leary wurde es auf die Dauer sehr peinlich, beständig in einem Orte zu weilen, wo ihn viele in einem so schändlichen Verdacht hatten. Mit seinem zukünftigen Schwiegervater und seiner Braut überlegte er, ob es nicht vielleicht am besten sein würde, ganz aus der Gegend fortzuziehen. Doch sollte es dazu nicht kommen, denn etwas ganz Unerwartetes ereignete sich.

Etwa ein Vierteljahr nach der Auffindung der Moorleiche erschien in Ballough der totgeglaubte Murphy O'Brien. Welche Ueerraschung! Welches Erstaunen! Welches Entzücken, besonders für die schöne Nancy! Der Wiederer schienene berichtete folgendes. Er sei damals allerdings zu Wexford für den Flottendienst gepreßt und auf ein Kriegsschiff gebracht worden, wo er schwere Arbeit habe verrichten müssen. Das Schiff sei im St. Lorenzstrom während eines furchtbaren Sturmes gescheitert. Er und noch einige Gefährten hätten sich ans nördliche Ufer gerettet. Nach langem Umherirren in den Wäldern und nachdem mehrere vor Hunger und Erschöpfung gestorben, wären sie mit einer Indianerhorde zusammengetroffen, der sie sich hätten anschließen müssen. Von den Rothhäuten seien sie freundlich, wenn auch gewissermaßen als Gefangene behandelt worden, so daß sie nicht wieder hätten fort können. Erst vor etlichen Monaten sei ihnen endlich auf abenteuerliche Art die Flucht gelungen, und er wäre dann unverzüglich mit der ersten Gelegenheit nach Irland zurückgekehrt. Seine Nancy habe er drüben nicht vergessen, vielmehr ihrer stets liebevoll gedacht.

Mit nicht geringem Staunen erfuhr er dann seinerseits, was in Ballough sich zutragen hatte.

Nun beruhigten sich die aufgeregten Gemüther im Dorfe. Die Sache war ja jetzt gänzlich aufgeklärt, kein Zweifel mehr möglich.

Murphy O'Briens und Fergus O'Learys Hochzeit fand am gleichen Tage statt, und fortan lebten die beiden jungen Männer, die einst so verfeindet gewesen, in Frieden und herzlichster Freundschaft.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Leben des Admirals de Ruyter. —

Michael Adriaanszoon de Ruyter, der berühmte holländische Admiral, einstmals der Schrecken der englischen Kriegsschiffe, wurde am 24. März 1607 zu Vlissingen als der Sohn eines Bierträgers geboren. Aus seinem an Abenteuern reichen Seemannsleben erzählt man sich folgende hübsche Episoden. Als er noch Steuermann eines Handelsschiffes war, machte er sich einmal einem holländischen Reeder gegenüber anheißig, ein reichbeladenes Schiff nach der Verberei zu bringen, was damals fast für unmöglich galt, weil die Rüste dort von Piraten wimmelte. Mit Glück und Geschick brachte er es aber fertig, erreichte den Hafen Saleh und erhielt vom Stadtrichter, dem Radi, die Erlaubnis, seine kostbaren Stoffe auszulegen. Das Geschäft ging glänzend. Eines Tages kam der Radi selbst und bot für ein Stück Tuch einen Preis unter dem Wert. Ruyter erklärte, nichts vom dem Preise ablassen zu können, den sein Herr selbst festgesetzt hätte. Als der Türke drohte, bot ihm Ruyter das Stück Tuch als Geschenk an. „Schenken darf ich es dir, das kann ich vor meinem Herrn verantworten, aber dir es billiger zu lassen, das geht nicht.“

„Weißt du wohl, daß ich dich samt deinem Schiffe und deinen Waren zu behalten das Recht habe?“

„Das weiß ich; aber ich weiß auch, daß dann niemand mehr deinem Worte trauen würde.“

Der Radi erneuerte seine unbillige Forderung, und als Ruyter standhaft blieb, drohte er, ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen.

„Thue es,“ sagte Ruyter, „das Tuch bekommst du nicht anders als geschenkt oder für den vollen Preis. Wäre ich aber auf meinem Schiffe, dann solltest du nicht so zu mir sprechen.“

Alles zitterte für das Leben des kühnen Holländers. Da wandte sich der Radi, mit den Zähnen knirschend, an sein Gefolge: „Seht diesen Christenhund an und schämt euch! Wenn nur ein einziger von euch mir so treu und ehrlich diene wie dieser Gaur seinem Herrn!“ Sprach's und bezahlte die geforderte Summe.

Einmal wurde Ruyters kleines Schiff auf der Heimfahrt von Ostindien von einem französischen Kaper angehalten. An Gegenwehr war nicht zu denken, Ruyter ließ sich an Bord des feindlichen Schiffes bringen, um wegen Lösegeld oder Tribut zu unterhandeln, aber so höflich der Franzose auch war, er beanspruchte Fahrzeug und Ladung, sowie Gefangenengebung der Holländer. Zum Schluß fragte ihn der Kapitän, ob er ihm ein Glas Wein anbieten dürfe.

„Bin ich dein Gefangener, so gib mir Wasser; bin ich als freier Kapitän dein Gast, so bitte ich um Wein,“ war Ruyters schnelle Antwort.

Eine solche Schlagfertigkeit imponierte dem ritterlichen Franzosen. „In meiner Kajüte giebt es nur Wein zu trinken,“ entgegnete er und kredenzte Ruyter mit einem Glase Wein seine und seines Schiffes Freiheit. [N. K.]

Wie Tiere abgerichtet werden. — Die Besucher eines Circus verfolgen mit großem Interesse jene Vorstellungen, in denen Tiere der Wildnis die erstaunlichsten Experimente verrichten, allein die Mehrzahl der Zuschauer versteht es kaum zu würdigen, welchen Mühen die „Dompteure“, das sind die Bändiger der Tiere, bei der überaus schwierigen Abrichtung sich unterziehen müssen.

Es dauert eine gar lange Zeit, bevor die abzurichtenden Tiere dem Publikum vorgeführt werden können, denn sie haben eine lange, strenge Schule durchzumachen, ehe sie einiger Kunststücke fähig sind. Die großen Ragenarten eignen sich zum Beginn der Abrichtung am besten, wenn sie anderthalb Jahre alt sind, und der Tierbändiger beginnt nun, sich mit ihnen vertraut zu machen. Er geht mit einem Paare derselben in einen Käfig, hat aber stets einige Leute um sich, welche die Bestien mit Stachelstöcken abzuhalten haben, wenn ihnen ja einmal die Lust ankommen sollte, ihren Lehrer von hinten anzufallen. Zuerst gewöhnt dieser seine Zöglinge nur an seine Gegenwart. Er streichelt ihren Kopf und rebet ihnen sanft zu, wie eine Mutter ihrem Kinde. Das dauert ungefähr eine Woche, oft noch länger, je nach der Gemüthsart der Tiere, von denen die furchtsamen und scheuen am schwierigsten zu behandeln sind. Der Lehrer stößt nun mit einem Stocke auf den Boden, tritt fest und geräuschvoll auf und unternimmt noch mancherlei, um die Tiere an seine Gegenwart zu gewöhnen. Dabei beobachtet er sorgsam Haltung und Charakter der Zöglinge. Je nach den Erfahrungen geht er mit jedem Tiere einen Schritt weiter, wie der Lehrer dies thut mit einem gut beanlagten oder mehr beschränkten Kinde. Er sieht auf ihre Augen, beobachtet die Linien um den Nacken, die Haltung der Ohren und die geringste Bewegung des Schwefes. Von dem sorgfamen Studium der Tiere hängt wesentlich der Erfolg, nicht selten auch das Leben des Bändigers ab. Die letzteren behaupten, daß man auch den bestabgerichteten Raubtieren nie völlig trauen könne, sondern sie beständig überwachen müsse. Alle Tierbändiger ziehen kräftige, stolze Tiere den furchtsamen vor, weil jene sich auch zu gefährlicheren Kunststücken abrichten lassen. Ein Löwe, der auf einem Zweirade fuhr, lernte dieses Kunststück nach dreimonatlicher Abrichtung; dabei dauerte seine tägliche Uebung so lange, bis er ungeduldig zu werden anfang; zum Schluß erhielt er zur Belohnung ein tüchtiges Stück Fleisch. Bären sind geborene Boxer und Ringkämpfer und werden zu derartigen Künsten angeleitet. Leoparden sind meist verdrüssliche und beschränkte Tiere, von denen die männlichen sich noch etwas gelehriger als die weiblichen erweisen. Der weibliche Tiger ist stets wild und heimtückisch. Stiere können zu Kunststücken erzogen werden, Kühe eignen sich dazu aber gar nicht. Das erste, was einem jungen Elefanten beigebracht wird, ist, daß er nicht aus der Manege springt. Dann lehrt man ihn, wann er zu gehen oder still zu stehen, sich umzudrehen und wieder zurückzugehen hat. Will der Tierbändiger einem Elefanten beibringen, auf dem Kopfe zu stehen, so benutzt er eine Art Zügel und einen Block. Dieselbe Methode wird angewendet,

das Tier zum Sitzen auf einem Stuhle zu bewegen, wenn es mit einem Clown zusammen speisen soll. Oft, so oft sogar, daß man es als Regel ansehen kann, erfindet der Elefant selbst die Art und Weise, das oder jenes zu vollbringen, und der Lehrer läßt ihm dabei so weit wie möglich freien Willen, wenn das den Reiz der Vorstellung irgendwie erhöhen kann. Die Elefanten lieben übrigens ihre Kunststücke so sehr, daß sie dieselben oft zur eigenen Unterhaltung ausführen. [—dn—]

Er hat keine Zeit. — In den fünfziger Jahren gehörte zu den berühmtesten Reitern auf dem Londoner Turfplaz der junge Baronet Edward Rivingham. Zu seinen außerordentlichen Leistungen und insolge dessen zu seinem Rufe gelangte er auf eigentümliche Weise, denn seinen Anlagen nach war Rivingham durchaus kein Sportsman, vielmehr wurde er als Student unter seinen

Londoner Bekannten nur der „Bücherwurm“ genannt.

Als der Baronet fünfundsiebenzig Jahre alt war, verliebte er sich in die schöne Tochter des Marquis v. Nottingham, Elisabeth. Nachdem er sich ihrer Gegenliebe versichert hatte, ging er zum Marquis, um von ihm die Hand der Tochter zu erbitten. Er traf den Marquis gerade, wie dieser ein neugekauftcs Pferd besteigen wollte. Trotzdem teilte er ihm mit, daß er ein dringendes Anliegen an ihn habe.

„Betrifft es den Turf?“ fragte der Vater der Geliebten.

„Nein, Sir.“

„Dann habe ich heute keine Zeit. Bitte, bemühen Sie sich morgen wieder.“

Aber am nächsten Tage war der Marquis zu einem Rennen nach Greenwich gereist, und als Rivingham ihn eine Woche später traf, hatte er

gerade eine Konferenz mit einem berühmten Jockey, die er nicht versäumen durfte. Kurz und gut, entweder traf der Baronet den Marquis gar nicht oder der letztere hatte keine Zeit, ihn anzuhören. Schließlich zog sich der Baronet verstimmt zurück.

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß der Marquis von dem Baronet etwas zu sehen oder zu hören bekam. Da nahte der Tag des Derbyrennens heran, und er brachte den Sportsleuten eine außerordentliche Ueberraschung. Das Pferd, welches den Preis davontrug, war ein wenig versprechendes Pferd, an dessen Sieg niemand ernstlich gedacht hatte. Die Ueberraschung wurde dadurch vollständig, daß dieses Pferd kein anderer geritten hatte als Baronet Rivingham. Er war mit einem Schlage die berühmteste Persönlichkeit des Turfs.

Wie war das gekommen? Ein ganzes Jahr lang hatte Edward Rivingham nichts anderes gethan, als

Humoristisches.



Er kennt seine Leute.

Reiter: O, wie schade, ich wollte gerade reiten, und Sie geben die Cora an einen solchen simplen Sonntagsreiter fort.

Pferdeverleiher: Warten Sie doch nur einen Augenblick, der Gaul kommt gleich wieder.



Gemüthlicher Stat.

— Was, das Statistiken kommt Ihnen teuer, wo Sie nur um einen halben Pfennig spielen?

Bauer: Dös macht's auch nit, aber nacha — wo wir uns dabei alleweit verumeinigen — die Dostortosten.

Pferde zugeritten. Während der ganzen Zeit hatte er kein Buch angesehen, keine Zeitung gelesen, keine andere Beschäftigung vorgenommen und sich von allem Umgang abgetrennt.

Nun wurde seine Wohnung von Sportsleuten nicht leer, die ihm Anerbietungen machten und seinen Rat einholten. Endlich erschien auch der Marquis v. Nottingham mit der Bitte, die Zählung eines wilden Hengstes, der bisher noch jeden Reiter abgeworfen hatte, zu versuchen.

„Sir,“ erwiderte Rivingham, „ich könnte jetzt erwidern, daß ich keine Zeit für Sie habe, wie Sie vor einem Jahre keine für mich hatten. Aber ich antworte im Gegenteil: meine ganze Zeit und meine Fähigkeiten stelle ich Ihnen zu Diensten, wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter Elisabeth bewilligen.“

Der Marquis trug jetzt keine Bedenken, den Baronet als Schwiegerjohn anzunehmen. [M. S.-d.]

Was ist der Mensch? — Der Possendichter Kalisch wurde einmal in einer Gesellschaft gefragt, ob er zutreffend in kurzer Weise sagen könne, was ein Mensch sei. Kalisch begann sich nicht lange und gab dann folgende Erklärung ab: „Der Mensch ist im Post- und im Eisenbahnwagen ein Platz, im Gasthose eine Nummer, bei Tiſche ein Couvert, im Theater ein Billet, in der Kirche ein Stuhl, beim Lotteriefollektur ein Loſ, im Leihhaus ein Pfandzettel, im Hospital ein Bett und auf dem Kirchhose ein Grab.“ [E. R.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 38:

War es deine Schuld, so trag' es mit Geduld.

Anagramm.

Wenn plötzlich dir im dunklen Wald
Des Raubtiers Waſ gebet ein „Galt!“
So giebt mein Wunsch in deine Hand
Ein gut Gewehr, den Hahn gespannt.
Sind keine Lettern umgeſetzt,
Wird zwar das Wort unfasſbar jezt,
Doch greift es nur zu ſtörend oft
In alles, was man plant und hoſt.
Und wenn es dir deſhalb fatal,
So ändre ruhig noch einmal —
Nicht grimmig, wie das erſte Tier,
Erſcheint ein Vogel jezt vor dir.

Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösung des Füll-Rätsels in Nr. 38:

J	E	R	I	C	H	O
A	B	R	A	H	A	M
P	E	R	S	I	E	N
A	N	T	O	N	I	E
N	I	A	G	A	R	A

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedr. und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.